



Text:
PATRIZIA
MESSMER

Fotos:
MARVIN
ZILM

Auf der Baustelle der Luft- schlösser

Ein Architekturstudium lockt mit viel Prestige. Doch in kaum einem gestalterischen Beruf prallen die Ideale und die Realität brutaler aufeinander. Lohnt es sich trotzdem? Eine Branchenbesichtigung.

FORTSCHRITT MANIFESTIERT SICH anscheinend in der Haarlänge. Im ersten Semester noch kurz, sind im dritten Semester die Schläfen schon ansehnlich lang, und im letzten Semester, pünktlich zum Abschluss, reicht es dann schon fast zum «Man Bun», dem männlichen Dutt. Bei den Architekturstudenten der ZHAW scheint es so etwas wie einen Frisuren-code zu geben. Zumindest bei den Männern, die hier – zwar nicht mehr so eindeutig wie noch vor ein paar Jahren, aber doch immer noch – in Überzahl sind. Es ist ein Sonntagnachmittag Anfang Oktober, und Levin Türküms Haar guckt noch recht scheu unter seinem Baseballcap hervor – eindeutig Erstsemester.

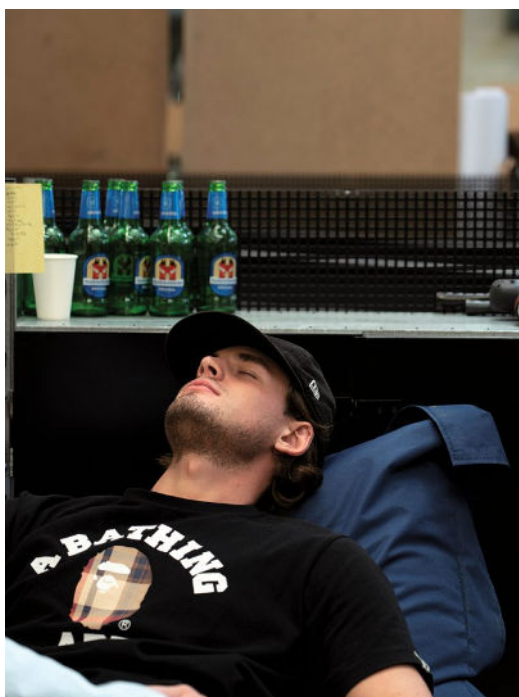
Vor zwei Wochen hat sein Studium am Architekturdepartement der ZHAW begonnen, und schon findet man ihn an den Wochenenden in der «Halle» – die Halle 180, ehemalige Kesselschmiede der Firma Sulzer, wo heute die Architekturstudis ihre Vorlesungen haben und ihre Arbeitsplätze, um Modelle zu bauen. Wenn auch das Studium an der ETH als das härtere und prestigeträchtigere gilt, hat das Architektur-Departement der ZHAW (bei der Gründung 1874 noch das Technikum Winterthur) als älteste Baufachschule der Schweiz eine ähnlich lange Geschichte.

Die erste Aufgabe der neuen Studenten ist eine Stehlampe. Die von Levin Türküm steht an diesem Sonntagnachmittag schon bereit für die erste Zwischenkritik seiner Dozenten am nächsten Tag. In der Werkstatt aber sind einige seiner Mitstudenten noch nervös am Zusammenbauen. Eine Studentin hat ihren Bruder mitgebracht, damit die Lampe noch rechtzeitig fertig wird. Obwohl auf dem Lehrplan auch Fächer wie Bauphysik, Planungsprozesse und Gebäudetechnik stehen, gilt das Fach Entwurf und Konstruktion unter den Studenten als das wichtigste. Es ist auch das Fach, das die Studenten am meisten absorbiert.

Seit er als Kind in ein Haus gezogen ist, das seine damalige Nachbarin als Architektin entworfen hatte, weiss Levin Türküm, dass er Häuser bauen will. Er hat erst Bauzeichner gelernt, doch die Arbeit erwies sich für ihn als zu monoton. Er merkte: Er will nicht nur ausführen, er will selber gestalten. Also hat er sich fürs Architekturstudium eingeschrieben. Wohlwissend, dass «es ein ziemlich zeitintensives und anstrengendes Studium ist». Er sagt das mit einer Unbeschwertheit, die verrät, dass er die lähmende Verzweiflung noch nicht kennt, die sich ins Hirn schleicht, wenn die Nacht schon fast herum und der Entwurf noch immer nicht fertig ist. Die älteren Studenten lachen nur, wenn man sie fragt, wie viele Nächte sie schon in der Halle verbracht haben. Sie zählen schon lange nicht mehr.

Die Witze über Architekturstudenten, die man im Flur an den Camping-Mätteli unter dem Arm erkennt, sie sind wahr. Bis im letzten Jahr hatten die Studenten sogar Sofas in der Halle. Seit diesem Jahr sind sie aber verboten: Brandschutz. Genauso wie Sandwich-Maker, Kühlschränke und Mikrowellen, mit denen sich die Studenten früher noch eingerichtet haben. Doch die Studenten haben nun eine Petition lanciert, um zumindest die Sofas zurückzubekommen. Das Sofa ist hier ein Politikum, denn für die Architekturstudenten gehört es quasi zur Grundausrüstung, um durchs Studium zu kommen. Zum Beispiel dann, wenn sie abends nicht mehr nach Hause kommen, weil sich kurz vor den Abgaben vor den Plottern Warteschlangen bilden und alle im letzten Moment noch ihre Situationspläne drucken müssen.

LINKE SEITE: Die Halle 180, eine ehemalige Kesselschmiede der Firma Sulzer, wird für die Studenten zum zweiten Zuhause.



Das Sofa ist ein Politikum in der Halle 180. Die Studenten haben eine Petition eingereicht, um das Sofaverbot rückgängig zu machen.



Schöpfer der architektonischen Zukunft zu sein, heisst erst einmal, viele Hölzchen zu kleben.

Ein Student aus dem ersten Semester führt gerade seine Familie durch sein neues zweites Zuhause. Die Halle, sie wird zum Lebensmittelpunkt der Architekturstudenten in diesen drei oder fünf Jahren. Und ein bisschen sieht's hier tatsächlich aus wie in einer grossen WG. In einer Ecke steht noch dreckiges Geschirr vom letzten Abend, in einer andern eine Sammlung leerer Bierflaschen. Über einer Trennwand trocknet ein Handtuch, jemand hat seine Topfpflanzen mitgebracht. Hier haben sie wohl bessere Überlebenschancen.

Das Architekturstudium gilt als eines der strengsten, und trotzdem ist es sehr beliebt. In der Schweiz bieten acht Hochschulen den Studiengang an. An der ETH ist Architektur nach Maschinenbau und Informatik auf Platz drei der beliebtesten Ausbildungen.

Und wenn die Studenten erzählen, dass im ersten Jahr nach jeder Zwischenkritik eigentlich immer jemand weinte, und sie am Silvesterabend, wenn sie, statt ins neue Jahr zu feiern, über den Entwürfen für die grosse Schlusskritik brüteten, sicher auch einmal gezweifelt hätten an ihrem Berufswunsch: Es hört sich nicht nach Klagen an. Aus ihnen spricht vor allem Stolz. Architektur ist vermutlich seit der Antike ein Evergreen auf der Liste der Traumberufe von Kindergärtnern. Ein prestigeträchtiges Gewerbe, das einst seine Königsklasse in Sakralbauten zeigte und heute in Hochhäusern, Museen und Sportstadien. Entbehrungen im Namen des kreativen Schaffens geniessen in unserer Gesellschaft eine hohe Bewunderung, Architekten wie Herzog & de Meuron sind Halbgötter in Rollkragenpullovern statt Weiss.

Ganz so gross zu träumen, wagen die Studenten in der Halle 180 zwar nicht. Aber vom eigenen Büro, davon träumen hier die meisten. Felix Rieder hat das geschafft: ein eigenes Büro mit nur 31 Jahren. Es ist ein Mittwochnachmittag in einer familiären Siedlung im bernischen Spitalacker-Quartier. Felix Rieder empfängt branchenkonform in *All-black* gekleidet, tags zuvor hat er eine Baueingabe abgeschlossen, jetzt hat er etwas Zeit. Das Besprechungszimmer des kleinen Studios wartet mit einem Massivholztisch und einer Siebträger-Kaffeemaschine auf – guter Geschmack ist die Visitenkarte eines jeden Architekten, das fängt schon beim Teppich an. Rieder ist in Bern, um einige Verträge zu unterschreiben. Vor zwei Jahren stieg er beim «Ductus Studio» mit ein, das vier seiner Studienkollegen zusammen gegründet hatten. Eigentlich hat er seinen Hauptsitz in Zürich, hier soll ein weiteres Standbein des «Ductus Studios» entstehen, neben Bern, Solothurn und Stockholm, wo einer der fünf Partner lebt und arbeitet.

Rieder hat das Studium mit nächtlichen Entbehrungen schon hinter sich, und die Ochsentour in einem grossen Architekturbüro bis zum Projektleiter mit den üblichen paar hundert Überstunden auf dem Konto auch. Warum tut man sich das an? Das Geld ist es nicht. Die Architektur mag zwar ein hohes Prestige geniessen, aber monetär schlägt sich das nicht nieder. 5500 Franken Lohn im Monat ist ein branchenüblicher Lohn für Berufseinsteiger. Architekten gehören zu den am schlechtesten bezahlten Akademikern – einmal abgesehen von ganz grossen Namen mit Star-Status. Selbst Projektleiter, die Bauvorhaben für zweistellige Millionenbeträge verantworten, verdienen oft nur rund sieben- oder achttausend Franken im Monat. Die Fachplaner, die ihnen am Tisch gegenüber sitzen und ihre Pläne ausführen müssen, verdienen meist mehr. Ein hohes Engage-

Wer es geschafft hat, sich zwischen Bauvorschriften, knappen Budgets, anspruchsvollen Bauherren und Einsprache erhebenden Nachbarn selbst zu verwirklichen, der hat Glück.

ment gehört als Architekt zum guten Ton, Leidenschaft wird vorausgesetzt, Überstunden sind Usus. «Die Währung der Architektur ist die Leidenschaft», sagt Rieder, der schon als Kind wusste, dass er Architekt werden will.

Weil es ein Beruf ist, der sich stark über Kreativität und Selbstverwirklichung definiert, wollen auch die meisten jungen Architekten in den Entwurf und nicht in die Ausführung. «Die Entwurfsphase ist die, die einem als Architekt Prestige und Aufmerksamkeit einbringt. Aber das ist nur ein Teil der Arbeit. Jedes Büro braucht aber auch gute Ausführungsarchitekten, die den Entwurf dann im immer komplexeren Bauprozess auf den Boden bringen», sagt Rieder. Solche Architekten seien jedoch nicht einfach zu finden, weil unter anderem auch im Studium viel mehr Wert auf den Entwurf gelegt werde und die Konstruktion oft zweitrangig sei. Obwohl mit der Ausführung der Grossteil des Geldes verdient wird.

In der Schweiz ist die Architekturbranche besonders kompetitiv: Kein anderes Land kennt das Wettbewerbswesen in einem solchen Ausmass. Hier werden selbst viele private Projekte als Wettbewerb ausgeschrieben, das gibt es im Ausland selten. Für die Architektur ist das gut, das kompetitive Streben nach der besten Lösung garantiert Qualität. Für die Architekten hingegen bedeuten Wettbewerbe aber auch viel Gratisarbeit. Im Idealfall wird man zu einem Wettbewerb eingeladen zusammen mit einer Handvoll anderer Büros und erhält, falls man das Projekt nicht gewinnt, eine Prämie zur Entschädigung. Meist deckt diese zwar nicht die vollen Kosten der Teilnahme, aber immerhin.

Bei öffentlichen Wettbewerben sind es schnell einmal über hundert Büros, die einen Entwurf einreichen. Und nur diejenigen, die es in die letzte Runde schaffen, werden rangiert und bekommen Geld. Bei öffentlichen Wettbewerben gehen die Kosten an Gratisarbeit bald einmal in die Millionen. Junge Architekturbüros sind aber auf die Wettbewerbe angewiesen, sie müssen erst einmal ein paar gewinnen, um sich einen Namen zu machen und weitere Aufträge zu bekommen.

Felix Rieder und seine Partner interessiert vor allem verdichtetes Bauen im Urbanen oder aber Liebhaberobjekte. «Da ist noch Geld für Detailliebe vorhanden», sagt Rieder. Das ist nicht mehr überall der Fall, es gibt Orte, da entscheidet längst nicht mehr die feine Kunst der Architektur darüber, wie die Schweiz aussieht, sondern das Geld. Der Immobilienmarkt ist einer der wichtigsten Treiber der Schweizer Wirt-

schaft. Er macht etwa 17 Prozent des Bruttoinlandproduktes aus, jeder vierte Pensionskassenfranken landet mittlerweile in einer Immobilie. Aber das viele Geld fliesst nur durch die Branche hindurch: Das Baugewerbe gehört zu den Niedriglohnbranchen, die Architekten sind darin keine Ausnahme. Geld machen Investoren, mit gleichförmigen Grundrissen, die auf Excel-Tabellen basieren statt Gestaltungsgesetzen. Gebaut wird nicht mehr für die Ewigkeit, sondern die Rendite. Das hat die Architektur schnelllebiger werden lassen: «Heute kann man sich als Architekt glücklich schätzen, wenn ein Bürogebäude oder Wohnhäuser 40 Jahre stehen bleiben», sagt Rieder. Spätestens dann wird kernsaniert, und das Gebäude erhält ein anderes Gesicht.

Davon bleiben selbst Architekturgrössen nicht verschont. Rudolf und Esther Guyer, 93 und 91 Jahre alt, haben schon einige Male erlebt, wie ein Gebäude von ihnen abgerissen oder umgebaut wurde. Manchmal bekamen sie den Auftrag dazu gleich selbst. Es ist ein regnerischer Freitagnachmittag in Zumikon. Die Siedlung Seldwyla am Rande des Ortes, von einer Gruppe Architekten in den siebziger und achtziger Jahren erbaut, leuchtet wie eine kleine, weisse Perle mitten im herbstlichen Grau. Kein Haus gleicht dem andern, kein Grundriss ist gleich. Seldwyla war ein architektonisches wie gesellschaftliches Experiment, in Architekturkreisen damals höchst umstritten und als Feriensiedlung abgetan. «Dabei kamen in den ersten Jahren immer wieder Cars aus Deutschland mit Besuchern an, die unbedingt die Siedlung sehen wollten», erzählt Esther Guyer. Seit über 45 Jahren lebt sie hier mit ihrem Mann Rudolf. Das Architektenpaar gehört zu der Gruppe um Rolf Keller, die 1967 die Idee der Siedlung initiiert hat. Unterdessen ist in vielen Häusern schon die zweite Generation eingezogen, und dass Seldwyla ein Stück Schweizer Architekturgeschichte ist, das bestreitet heute niemand mehr.

Esther und Rudolf Guyer haben sich 1950 im Architekturstudium an der ETH kennengelernt. Sie, die einzige Frau unter den 70 Studenten im Jahrgang, und er, der eigentlich Kunstmaler werden wollte, sich dann aber doch für einen sichereren Beruf entschied. 50 Jahre haben sie seither zusammengearbeitet: 179 Bauten haben sie gemacht, an 161 Wettbewerben teilgenommen und 92 Preise gewonnen, davon 44 auf dem ersten Rang. Daneben haben sie zwei Kinder grossgezogen und mit ihnen eine kleine Dynastie von Architekten gegründet:



Zimmerpflanzen haben in der Halle wohl bessere Überlebenschancen als zu Hause, bei der vielen Zeit, die die Studenten hier verbringen.



Hallenführung: Die Familie will den neuen Lebensmittelpunkt ihrer Sprösslinge natürlich auch sehen.



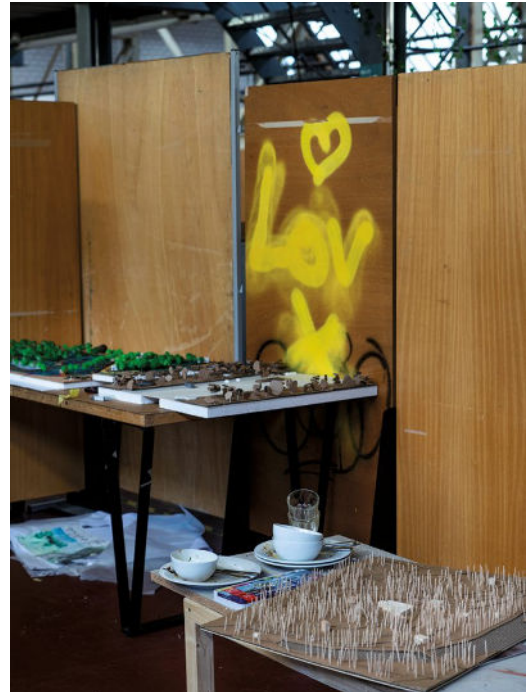
Familienhaftung: Damit die Stehlampe noch rechtzeitig fertig wird, muss auch einmal der Bruder mit anpacken.



Die meisten Studenten träumen vom eigenen Büro. Die Pläne anderer auszuführen, ist weniger beliebt.



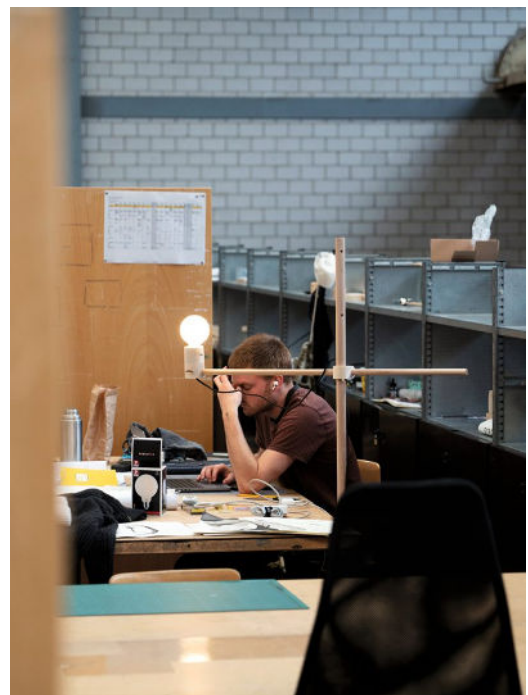
Der Weg zum Architektenberuf ist schlafraubend. Am Ende wartet meist nicht einmal das grosse Geld, sondern weitere Überstunden.



Die Modelle für die erste Zwischenkritik der Dozenten. Im ersten Jahr gibt's da auch einmal Tränen, wenn sie schlecht ausfällt.



Kreatives Chaos beherrscht die Halle 180: Viel Kaffee und Ohropax helfen bei der Bewältigung.



Zweifel am Berufswunsch, das kennen hier alle. Aber Leidenschaft gehört für Architekten zu den Grundvoraussetzungen.



Handwerkliches Geschick ist im Architekturstudium auch gefragt. Für die Entwürfe und den Modellbau geht die meiste Zeit drauf.



Ein bisschen wie in einer grossen WG, dieses Hallenleben. Das Geschirr von gestern wäscht sich auch hier nicht von selbst ab.

Der Sohn Mike Guyer, der zusammen mit Annette Gigon den Prime Tower gebaut hat, und zwei der Enkel sind in ihre Fussstapfen getreten.

Ihre Enkel hätten es heute viel schwieriger, sagen sie. Zwar haben die Architekten heute technologische Möglichkeiten, die ganz andere Konstruktionen zulassen. Aber die Konkurrenz in der Branche sei heute viel grösser. «Früher durften nur Architekten mit Wohnsitz in der Schweiz, demselben Kanton oder gar derselben Gemeinde an einem Wettbewerb teilnehmen. Heute bewerben sich bei grossen Projekten Büros aus der ganzen Welt», sagt Esther Guyer. Die beiden studieren auch heute noch Fachzeitschriften, Ausschreibungen und Projektpublikationen. Auch das Bauen sei viel komplexer geworden. «Wenn ich sehe, was unsere Enkel alles angeben müssen bei einem Wettbewerb, dann wird mir fast schwindelig», sagt Rudolf Guyer. «Jeder Fluchtweg muss schon eingezeichnet sein, die Kosten bis ins Detail berechnet, sogar den CO₂-Abdruck müssen sie heute schon bei der Bewerbung angeben.» Zu ihren Anfängen gab es in einigen Gemeinden noch nicht einmal eine richtige Bauordnung; was gebaut wurde, bestimmte der Gemeinderat. «Da herrschte noch Willkür», erinnert er sich. «Dafür war der Architektenberuf damals noch sehr frei.»

Manchen ein bisschen zu frei. Die Architektur der Nachkriegszeit muss sich oft gefallen lassen, von Laien als abweisende Betonklötze bezeichnet zu werden. Die Architektur hat's nicht einfach in unserer Gesellschaft. Sie ist exponiert, ist nicht nur ständig der Witterung ausgesetzt, sondern auch den Betrachtern und den Kritikern. Auch die von Rudolf und Esther Guyer. 2018 wurde ihr Triemli Hochhaus zum hässlichsten Hochhaus der Schweiz gewählt. Nicht von einem Fachgremium, sondern von 19 000 Lesern der Gratiszeitung «20 Minuten». Das Hochhaus, ein typisches Beispiel des Brutalismus mit viel Beton aus dem Jahr 1955, war schon beim Bau umstritten. Damals hatten die Leute Angst, Zürich verkäme zu einem zweiten Manhattan.

Gebaut wurde es 1965 trotzdem und stand fast 60 Jahre friedlich am Fusse des Üetlibergs. Bis zu dieser Umfrage 2018. Rudolf Guyer sagte damals gegenüber «20 Minuten»: Dass Laien das Gebäude hässlich finden, sei ihm egal. Hauptsache, den anderen Architekten gefalle es. Und dazu steht er noch immer: «Ich finde das Haus auch heute noch gut. Und ich weiss, dass seine Bewohner darin zufrieden sind», sagt er mit einem verschmitzten Lächeln, fast so, als ob es ihn mit seinen 93 Jahren ein bisschen freut, anzuecken. «Als Architekt darf man nie die Erwartung haben, dass die eigenen Bauten allen gefallen. Schon gar nicht, wenn man wie wir über 90 Jahre alt wird. Denn Architektur ist auch immer Ausdruck eines bestimmten Zeitgeistes. Und der ändert eben. Aber ich habe bis heute Freude an fast allem, was wir gebaut haben.»

Das – trotz aller Kritik – sagen zu können, ist schon ein ziemliches Privileg als Architekt. Sich zwischen Bauvorschriften, knappen Budgets, anspruchsvollen Bauherrschaften und Einsprache erhebenden Nachbarn selbst verwirklichen zu können, ist ein ziemliches Glück. Für die meisten jungen Architekten bleibt das bei der Ausführung der Ideen anderer auf der Baustelle nämlich ein ferner Traum. ■

PATRIZIA MESSMER hat bei der Recherche erstaunlich viele Parallelen zwischen der Architekturbranche und ihrer eigenen festgestellt.